



UNSERE HEIMAT

BEILAGE ZUR NEUEN WÜRTTEMBERGISCHEN ZEITUNG

1. Jahrgang

Schwäb. Gmünd, 7. Mai 1949

Nr. 9

Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Gmünd

Von Albert Deibele.

1. Einleitung.

Unsere Heimat war schon seit vielen Jahrtausenden bewohnt, das einmal dichter, das anderemal weniger dicht, je nachdem die klimatischen Verhältnisse waren oder die Völkerwege unsere Gegend berührten. Welches waren überhaupt die ersten Menschen, die sich hier niedergelassen haben? Wer will das heute noch sagen! Wir wissen wohl, daß zur Steinzeit, namentlich zur Mittelsteinzeit, viele Siedlungen um Gmünd herum waren; aber die Wissenschaft über jene Epoche der Menschheit ist noch ganz in den Anfängen, ist vielfach erst mit Sammlung und Sichtung des Materials beschäftigt. Namentlich sind auf dem Boden unserer Stadt so wenige Funde aus dieser Zeit bekannt, daß es verfrüht wäre, hier in Gmünd das Vorhandensein einer steinzeitlichen Siedlung behaupten zu wollen. Das spärlich gefundene Material kann durch die Rems und ihre Zuflüsse herbeigeschwemmt oder von einem wandernden Steinzeitmenschen verschleppt worden sein.

Das eine ist sicher: Der Talgrund an der Mündungsstelle von Josefsbach, Schieftalbach, Mutlangerbach und weiter abwärts von Heuselbach und Rotenbach in die Rems mußte zu allen Zeiten für die Völkerbewegungen wichtig gewesen sein. Namentlich ist es die Remstalstraße, die von größter Bedeutung für die Geschichte unserer Heimat ist. Das Remstal selbst führt ohne größere Hindernisse in direkter Linie auf etwa 70 km von West nach Ost. Es zeigt nirgends — wie etwa der Neckar unterhalb Rottweil und Cannstatt — größere Schleifen und Wendungen; keine Enge behindert den Verkehr, und die Wasserscheiden zum Neckar und Kocher sind so flach, daß sie den Durchgang nicht ernsthaft stören. Auch die Fortsetzung der Remstalstraße bei Aalen in Richtung Ulm, Nördlingen und Ellwangen ist durchweg verkehrsfreundlich, und im Westen, von Cannstatt aus, bilden uralte Verkehrslinien zum Rhein eine ungemein wichtige Fortsetzung der Remstalstraße. So dürfte in den ältesten Zeiten die Remstalstraße von weit größerer Wichtigkeit gewesen sein als der Filstalweg, der bei Geislingen in enger, steiler Schlucht die Albhöhe erklettern muß. Dem Verkehr hindernd dürfte einzig und allein die waldige und sumpfige Beschaffenheit des Remstales, besonders zwischen Unterböbingen und Urbach, gewesen sein. Nicht umsonst weicht ein uralter Höhenweg auf dieser Strecke dem Remstal aus und führt auf der Wasserscheide zwischen Rems und Lein dahin, also nördlich von Lindach, Mutlangen, Pfersbach, Adelstetten, wo er auf manchem Kilometer feststellbar ist, ja sogar noch benützt wird.

Von geringerer Bedeutung für unsere Stadt waren die Nord-Südverbindungen. Gegen Norden führen von Gmünd aus die Wege sofort in ein weites, immer menschenarm gebliebenes Waldgebiet; gegen Süden stoßen sie bald an die Albmauer. Immerhin führen alte gangbare Wege von Gmünd in das Filstal und zur Brenz. Die wichtigeren Nord-Südlinien aber umgehen den Remstalgrund bei Gmünd und führen von Hall über Mögglingen zur Donau oder benützen den von Natur aus gegebenen Weg über Aalen und Heidenheim zur Donau. Ein weiteres Hindernis für die Verbindung nach Norden ist die in wenig Kilometer Entfernung der Rems parallel fließende Lein; denn kaum ist das Remstal mit seinem etwa 120 m betragenden relativen Höhenunterschied überwunden, so senkt sich das Leintal schon wieder auf etwa 80 Meter ein.

Sind wir, was die Vorgeschichte anbelangt, über unsere Heimat ziemlich im Dunkeln, so erhellt sich das Bild, sobald wir in die Römerzeit eintreten. Um hier aber klar zu sehen, möchte ich etwas weiter ausholen und in ganz kurzen Zügen die Geschichte der Römer in Deutschland überhaupt aufzeigen; denn nur im Rahmen des Ganzen gesehen, können wir das enge römische Gebiet unserer Heimat verstehen. Seit der zusammenfassenden Darstellung von Hertlein, Paret und Gößler in dem dreibändigen Werke: „Die Römer in Württemberg“, Verlag Kohlhammer 1928, sind wir über die römischen Verhältnisse in unserer Gegend ziemlich genau unterrichtet. Der Heimatforschung bleibt allerdings auch auf diesem Gebiete noch manches zu tun übrig, und die Heimatforschung kann jeder Mann, jede Frau, ja jedes Kind unterstützen, wenn die maßgebenden Stellen — in Gmünd das Stadtarchiv, auf den Dörfern die Lehrer — auf jeden noch so harmlos aussehenden Fund aufmerksam gemacht werden. Oft hat schon ein bedeutungslos aussehender Topfscherben die Geschichte einer ganzen Landschaft blitzartig aufgehellte, wie es vor einigen Jahren mit den Funden bei Cronhütte, Amts Kaisersbach, der Fall war. Niemand sollte sich abhalten lassen, jeden Fund von alten Münzen, von auffallenden Scherben, Feuersteinen, alten Gemäuern zu melden; denn der Laie ist meist gar nicht imstande, die Bedeutung eines solchen Fundes zu verstehen. Durch bloßen Zufall sind vor einigen Jahren auf den Markungen Iggingen und Kleindeinbach römische Wachttürme gefunden worden, weil bei der Feldbestellung der Pflug an bestimmter Stelle immer wieder auf Steine stieß. Es war ein Glück, daß der verstorbene Oberpostinspektor Schmid gerade auf die schimpfenden Bauern stieß und an der betreffenden Stelle sofort einen römischen Wachturm vermutete. Nachgrabungen des Landesamtes für Denkmalpflege bestätigten die Vermutungen von Herrn Schmid. Heute sind meines Wissens die Fundamente dieser beiden Wachtürme ausgegraben worden.

Der Geldwert der gefundenen Gegenstände wird von Laien meist unglaublich überschätzt. Ein alter Topfscherben, ein Bohrer, Messer oder Schaber aus der Steinzeit hat keinen Verkaufswert. Er ist wohl sehr wichtig für die Ortsgeschichte; darüber hinaus ist er meist von keinerlei Bedeutung. Deshalb sind Fundstücke, deren Herkunftsort nicht mehr bekannt ist, meistens ohne jeden Wert. Namentlich überschätzt wird meist der Wert von gefundenen Münzen. Diese werden häufig sorgfältig verborgen, wie es mit den Fundstücken beim Bau der Straßenüberführung unterhalb der Freimühle war. Der Finder sucht dann die Münzen unter der Hand zu verkaufen. Ein guter Freund handelt sie ihm vielleicht in feuchtfröhlicher Stimmung um ein paar Glas Bier ab. Der Besitzer wechselt ein paarmal; niemand weiß zum Schlusse den Herkunftsort der Münzen. Die Kaufsliebhaber bleiben aus. Dann wendet man sich endlich an die zuständigen Stellen und muß mit Erstaunen feststellen, daß das Metallstückchen, von dem niemand mehr weiß, wo es herkommt, vollständig wertlos ist. Nun wird es Spielzeug für die Kinder und geht schließlich verloren. Bei jedem Funde ist also der Fundort von allergrößter Bedeutung.

Wie oft alte Funde verständnislos vernichtet werden, dafür diene folgendes als Beispiel: Vor etwa 25 Jahren veranstaltete ein Fachgelehrter eine Führung an den Limes. Mit besonderem Interesse wurde die Nahtstelle des obergermanischen Walles und der rätischen Mauer am Rotenbach besichtigt. An dem Bächlein ragten noch einige Eichenstümpfe heraus; wahrscheinlich die letzten Reste eines kleinen römi-

schen Brückleins über den Rotenbach. Der Führer bemerkte, auf das Eichenholz deutend: das reinste Ebenholz. Das hörte ein Bäuerlein, das dabei stand; wartete, bis die Gesellschaft sich verlaufen hatte, holte flugs ein Paar Öchslein und zog das vermeintliche Ebenholz heraus. Er soll es der Wagenfabrik in Lorch zum Kaufe angeboten und, als diese ablehnte, die Eichstämme als Faßlager benützt haben. Die Freude dauerte nicht lange. So wie die Eichen trocken wurden, zerfielen sie zu modrigem Mehle. 1700 Jahre hatten sie unberührt neben dem Bächlein gesteckt, dann hat habgieriger Unverstand unsere Heimat um ein schönes Andenken aus der Römerzeit gebracht.

Die Kreuz-Bittwoche im alten Gmünd

Von Else Gündle.

Die Woche, in der das Himmelfahrtsfest gefeiert wird, nannte man die Kreuzwoche. Am Montag war, wie heute noch, Prozession in der Stadt herum. Am Dienstag ging man „mit dem Kreuz“ nach Gotteszell. Nach alter Gepflogenheit bekam dort der Kreuzträger und jeder Fahnenträger einen Laib Brot unter dem Hoftor. Das ließen sich die Gmünder Buben nicht entgehen. Alle Kreuze, die nur irgend- wie greifbar waren an Häusern, in Stuben und Kammern, in Ställen und Gärten, wurden mitgetragen und — helf, was helfen mag — man heftete Bildchen und Zeichlein (Medaillen) an einen Stecken, so erhielt man unterm Tor von den weißen Nonnen auch seinen Trägerlohn, einen halben oder viertels Laib Brot. In Gotteszell war Predigt und Hochamt. Was laufen konnte, war dabei. Es war immer ein großer Tumult. Der Herr Magister und Kantor wurden besonders ausgezeichnet. Am Montag nach dem Kreuzgang erhielt jeder 2 Laib Brot und einen Eierdatschen. Am Mittwoch war nochmals Prozession in der Stadt.

Christi Himmelfahrt.

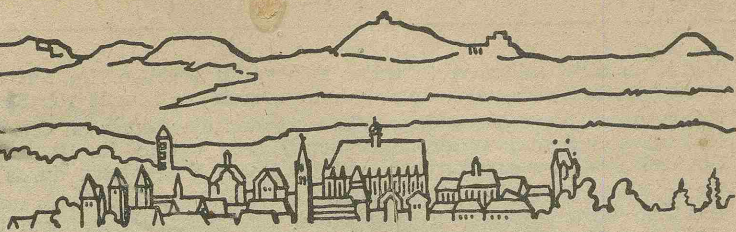
An der Rückwand der 4. Seitenkapelle des Chorumgangs im Münster steht eine Christusfigur in einer Mandorla, umgeben von Engeln. (Vor der Renovation, kurz vor Ausbruch des 2. Weltkriegs, zierte das Haupt des Auferstandenen ein Nimbus von feinstem Drahtgebilde — es kam nicht mehr zurück von der Werkstatt — wurde nicht mehr aufgefunden.) Am Himmelfahrtsfest wurde damit „vorgestellt“, wie Christus der Herr in den Himmel auffährt.

Durch die Gewölbeöffnung in der Nähe der Kanzel wurden einige Tage vorher an Schnüren 3 Engel und eine Taube herabgelassen, die immer tanzten. Um 12 Uhr wurde mit allen Glocken zusammengeläutet. Die Geistlichkeit erschien im Ornat mit brennenden Kerzen. Nun zog man langsam die Christusfigur hoch, die mit Blumen und Kränzen reich geschmückt war, zudem besteckt mit einer großen Zahl Kerzen, die wiederum Kränzlein hatten. Das besorgte der Mesner, bei dem man diese auch anderntags gegen Trinkgeld abholte. Unter Pauken- und Trompetenschall und Gesängen stieg die Figur immer höher, sich nach allen Seiten drehend — der Stadtpfarrer hatte sie zuvor kräftig herumgeschneilt — bis sie in der Öffnung verschwunden war mit den begleitenden Engeln und dem Hl. Geist. Letztere kamen nachher wieder herunter. Die Kirche war gesteckt voll. Man gab acht, in welche Ecke Christus der Herr schaute, ehe er in der Öffnung verschwand. Aus dieser Richtung kamen im Lauf des Sommers die „Wetter“. Bei Unwetter zündete man im Heim die besagten Kerzen an und warf etwas von den Kränzen ins Feuer. Auf dem Kirchplatz waren Stände, wo alles einzukaufen war. Auch der ärmste Bürger kaufte solche Kerzen.

Pfingsten

Am Pfingsttag wünschte man sich „Glückselige Pfingstferien und den Hl. Geist ins Herz.“

Am 3. Pfingstfeiertag ging man mit der Prozession auf den Rechberg (nach 1804 am 2. Pfingsttag). Ab 1826 ging man statt dessen am Michaelistag auf den Sal-



UNSERE HEIMAT

BEILAGE ZUR NEUEN WÜRTTEMBERGISCHEN ZEITUNG

1. Jahrgang

Schwäb. Gmünd, 4 Juni 1949

Nr. 10

Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Gmünd

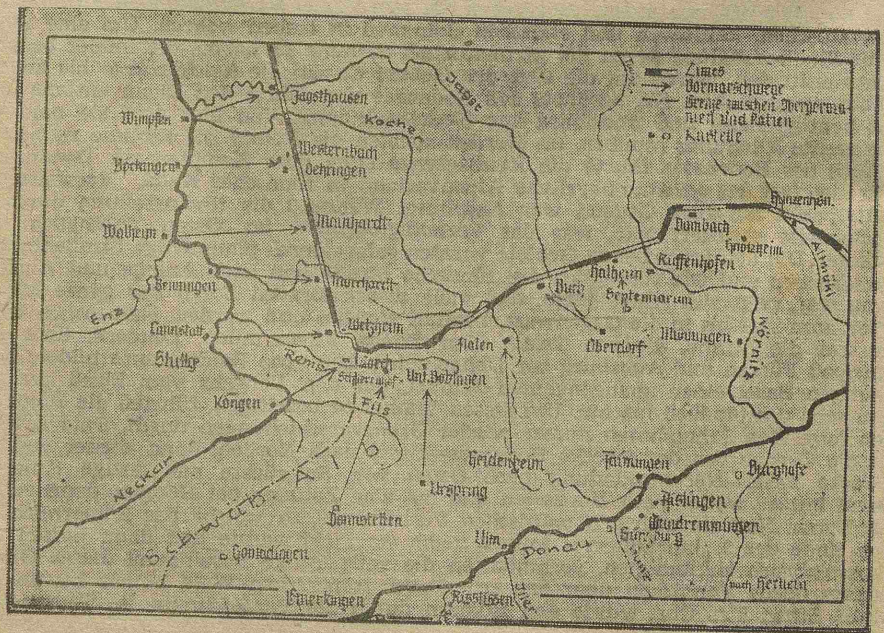
von Albert Deibele

I. Die Römer in unserer Heimat

Um die Verhältnisse in unserer Heimat verstehen zu können und um sie einzubauen in das große Geschehen der Römerzeit, soll in kurzen Zügen die Besetzung Deutschlands durch die Römer dargestellt werden. Einige Jahre vor Christi Geburt unterwarfen die Römer unter Kaiser Augustus die Alpen und den größten Teil ihres nördlichen Vorlandes. Sie bekamen dadurch die Alpenstraßen in ihre Hand und konnten sich nun energischer gegen die sich immer wiederholenden Einfälle von germanischen, keltischen und rätischen Stämmen in Italien wehren. Um eine wirksame Flankenstellung gegen die germanischen Stämme zu haben, die immer bedrohlicher auftraten, wurde um die Zeit der Geburt Christi die Reichsgrenze bis an den Rhein vorgeschoben. Sie berührte den Bodensee und führte den Rhein entlang über das heutige Basel und Straßburg zur Neckarmündung. Von hier griff sie bald auf das rechte Rheinufer hinüber. Im Norden suchten die Römer die Elblinie zu halten. Östlich des Bodensees führte die Reichsgrenze etwa über Kempten zur Donau. So war also fast das gesamte bayrische Alpenvorland in römischer Hand. Verwaltungsmittelpunkt für diese Gegend war Augsburg. Während die Rheinstellung durch 50 Erdkastelle gesichert war, war das Verteidigungsnetz im Osten anfänglich viel lockerer. Die neu erworbenen Gebiete wurden sofort durch planmäßige Straßenbauten verschlossen und wie vorzüglich der römische Straßenbau nach Anlage und Ausführung war, zeigt sich schon darin, daß viele dieser Straßen durch das ganze Mittelalter, zum Teil bis in die Gegenwart, benützt wurden und werden. Namentlich wichtig war die Straße, die von Trient über Bozen, Finstermünz, Landeck, über den Fernpaß Füssen und Augsburg zur Donau führt. Die neue Reichsgrenze bildete beim heutigen Basel einen unangenehmen Winkel, der den Verkehr vom Elsaß zur Donau sehr umständlich machte. Um diesen Winkel zu beseitigen, führten die Römer in den folgenden Jahrzehnten immer wieder Grenzverschiebungen durch. Bald schoben sie die Grenze von der Strecke Bodensee—Basel nach Norden, dann wieder von der Strecke Basel—Neckarmündung nach Osten vor. So rückte das lästige Knie bei Basel immer weiter nach Nordosten und lag eine Zeitlang bei Köngen, dann zuletzt bei Lorch. Nur die widrigen politischen Verhältnisse, in welche das Römerreich gegen Ende des 2. Jahrhunderts immer mehr verstärkt wurde und dann dessen Zusammenbruch ankündigten, verhinderten die vollständige Beseitigung dieses Grenzkreises durch Vorrücken über den schwäbisch-fränkischen Wald hinaus bis an den Main. Schon 9 n. Chr. wurde den Römern durch die Varusschlacht im Teutoburger

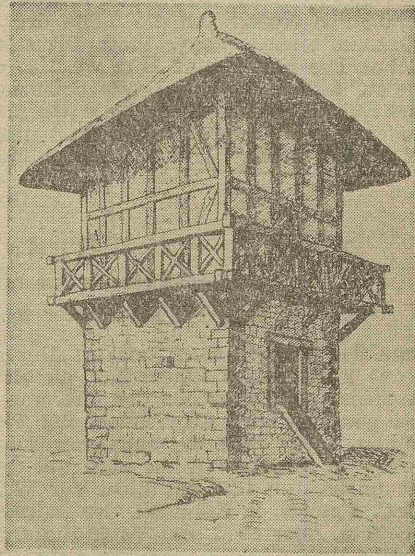
Wald ein nicht mißzuverstehender Denkmittel gegeben. Im Süden aber vermochten sie lange Zeit sich nicht nur zu halten, sondern Schritt für Schritt vorzudrängen. Schon unter Claudius (41—54 n. Chr.) standen die Römer an der obersten Donau bei Hüfingen, und noch unter demselben Kaiser wurde die Donaulinie von Laiz (bei Sigmaringen) abwärts bis in die Gegend von Regensburg durch Kastelle gesichert. Unter Vespasian (69—79), wahrscheinlich 74 n. Chr., setzen sich auch die im heutigen Elsaß stehenden römischen Truppen in Bewegung und dringen über den Schwarzwald zum oberen Neckar bis in die Gegend von Rottweil vor. Einige Jahre später (vielleicht 85 n. Chr.) nimmt der Donaflügel seinen Marsch wieder auf und rückt auf die Alb vor. Hart der Wasserscheide, am Nordrand der Alb folgend, wird eine gute Verkehrsstraße angelegt und diese durch Kastelle gesichert. Weitere Befestigungsanlagen wie etwa Wälle und Mauern werden nicht für nötig erachtet. Die Kastelle mit der Front gegen Norden genügen, um die ganze Albhochfläche zu beherrschen. Man bezeichnet diese gesicherte Albstraße als Alblimes. An ihr liegen die Kastelle Lautlingen, Burladingen, Gomaringen, Donnstetten, Urspring, Heidenheim, Oberdorf (bei Bopfingen). Um das Jahr 100 wird dann im Osten die Grenze weiter vorgeschoben und das Ries und größere Teile der Fränkischen Alb in das Römerreich einbezogen. Inzwischen war der westliche Flügel der Römer dem Neckar entlang weiter vorgestoßen; er stand mit seinen Truppen von Rottenburg über Plochingen bis nach Wimpfen am Neckar mit der Front nach Osten. Sitz der Verwaltung war in diesem Teile Rottenburg. Die römische Grenze wurde auch hier wie auf der Alb durch Kastelle gesichert. Ein gut angelegtes Straßennetz verband diese Kastelle unter einander und mit dem Hinterlande; aber auch hier verzichtete man auf die Anlage von Wall oder Mauer. An diesem Neckarlimes lagen die Kastelle Rottenburg, Köngen, Cannstatt, Benningen, Walheim, Böckingen und Wimpfen.

Das römisch besetzte Gebiet Württembergs gehörte zwei römischen Provinzen an: Obergermanien und Rätien. Die obergermanische Grenze verlief von Köngen nach Wimpfen, von da weiter in mehrfach gebrochener Linie über den Odenwald zum Main. Die rätische Grenze fiel ungefähr mit dem Alblimes zusammen. Nicht lange



währte dieser Zustand. Wieder war es der östliche Flügel, der sich zuerst in Bewegung setzte. Zwischen 125 und 144 wurden die Albkastelle planmäßig nach Norden vorgeschoben. Dadurch kommen jetzt die Römer in unsere engere Heimat. Heidenheim wird nach Aalen verlegt, Urspring kommt nach Unterböbingen und Donnstetten auf den Schirenhof. Die Römer stehen jetzt in allernächster Nähe von Gmünd.

Etwa 12 Jahre später zu Beginn der Regierung des Kaisers Antonius Pius (138—161) wird auch der Neckarlimes verschoben. Die Besatzung von Königsbrunn kommt nach Lorch, die von Cannstatt nach Welzheim. Bellingen wird durch Murrhardt, Walheim durch Mainhardt, Böckingen durch Öhringen und Wimpfen durch Jagsthausen ersetzt. Das Grenzknie liegt nun bei Lorch. Damit hat der römische Vormarsch nach Norden und Osten seinen Abschluß gefunden. Die auf S. 74 abgebildete Karte bezeichnet die wichtigsten römischen Befestigungen in unserer Nähe und die Verschiebung der Kastelle.



Die schwierige Lage des Römerreiches zeigt sich schon darin, daß jetzt eine bloße Sicherung durch Kastelle nicht mehr für genügend angesehen wird, sondern daß weitere Befestigungen gebaut werden. Jede Provinz sichert sich auf ihre Weise. Die rätischen Befestigungswerke beginnen etwa 80 m westlich des Rotenbachs und ziehen sich bis in die Gegend von Regensburg. Ursprünglich wurde ein etwa 2 m hoher Palisadenzaun errichtet.

Die vielen Wälder dieses Gebietes gaben ja genügend Material. Die Palisadenstämme wurden unten schräg abgesägt und dadurch zugespitzt. Nun wurde ein möglichst spitzwinkliges Gräbchen ausgehoben und die Pfähle wurden dicht nebeneinander in den Graben gesetzt; dieser wurde zugeworfen und die Erde festgestampft. An die Stelle der Palisade konnte auch ein Flechtzaun treten. Zur Ausführung eines solchen Zaunes benützte man schwächere Stämme und verband diese nach Art eines Korbgeflechtes mit Ästen und Zweigen. Etwa alle 600 m wurde ein hölzerner Wachturm errichtet. Ein solcher hat sich im Aussehen nicht wesentlich von den Wachtürmen unterschieden, die in unseren Tagen am Güterbahnhof und bei der Freimühle zur Bewachung der Güterstelle bzw. eines Autoparks errichtet wurden. Ein solch hölzerner Wachturm ist bei Brackwang (bei Mögglingen) nachgewiesen worden. Die Holztürme waren etwa 5 bis 10 m von der Palisade entfernt. Unter dem Dache besaßen sie einen hölzernen Umgang, auf welchem die Wachen patrouillierten. Von hier aus konnten sie ihre Signale an die nächsten Türme weitergeben, bei Tag durch Flaggensignale, bei Nacht durch Fackelzeichen. Um ein Überrumpeln des Postens zu verhüten, hatten die Türme meistens keine Aufgangstreppe, sondern nur Einsteigelöcher unter der Plattform. Die Leiter, die man zum Einsteigen brauchte, wurde von dem Soldaten hochgezogen. Diese Türme wurden der Sicht halber meist auf Höhen, an Ausmündungen von Tälern, aber auch an Straßenübergängen errichtet.

Die Führung des rätischen Limes ist sehr unregelmäßig. Zwischen den einzelnen Türmen wurde er zwar geradlinig gezogen, aber dort winkelt er vielfach ab. Geradezu unverständlich ist die Führung des Limes in der Gmünder Gegend. Dort führt er über das schwierigste Gelände hinweg, über Sumpfböden, Rutschungen, Schluchten geht, ohne ersichtlichen Grund, zwischen Hussenhofen und Unterböbingen bis an die Rems herunter. Die strategische Linie wäre zweifellos die Wasserscheide zwischen Rems und Lein gewesen, allein diese ist nirgends benützt. Man bekommt den Eindruck, daß der Limes hier die Aufgabe hatte, das Remstal nördlich einzu-

fassen und dadurch die Remstalstraße zu sichern, daß er also nicht in erster Linie große strategische Ziele verfolgte. Vor allem war er eine deutliche Grenzmarke; er war aber auch brauchbar im kleinen Grenzkrieg gegen räuberische Banden, gegen Schmuggler, Diebe usw. Später wurde das ganze rätische Befestigungssystem durch Steinbauten ersetzt. An die Stelle der hölzernen Türme traten steinerne. Die Pallsade machte einer Mauer Platz. Diese war meist an die Außenseite der Türme angelehnt. Die Mauer hört kurz westlich des Rotenbaches auf. An dieser Stelle führte eine auf Eichenpfählen ruhende Brücke über den Bach. Auch fand sich hier der Rest eines römischen Altars, der wahrscheinlich den Grenzgöttern geweiht war. Über das Aussehen der Wachtürme berichtet uns die Triumphsäule des Marc Aurel in Rom, auf der ein solcher Wachturm abgebildet ist. Wir haben hier also sichere Unterlagen.

Fortsetzung folgt

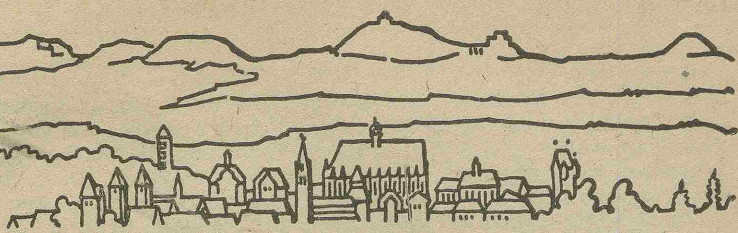
Rudolf Betz

Reichsschulmeister in Kamerun und Erforscher der Trommelsprache

Von Studiendirektor a. D. Burkhardt, Geislingen/St.

Wenn der Name Rudolf Betz in „Unserer Heimat“ einen Platz findet, so verdankt er das nicht seiner Eigenschaft als Reichsschulmeister, auch nicht so sehr seinem Verdienst als Erforscher der Trommelsprache, wie wohl dies in den Fachkreisen hoch gewertet wird, als vielmehr der Tatsache, daß er aus einer Gmünder Familie stammt. Zwar wird ihn auch von den ihm im Lebensalter nahestehenden Gmündern — es könnte sich nur noch um wenige handeln — keiner kennen. Denn Betz hat am 26. Juli 1867 das Licht der Welt nicht in der Reichsstadt an der Rems erblickt, sondern in Eßlingen, der Reichsstadt am Neckar, wo sein Vater als Monteur arbeitete. Aber eben sein Vater Richard Betz war 1831 in Gmünd geboren als Nachkomme eines Christian Betz, der zwar am 23. Dezember 1714 in Bettringen geboren war, das damals ein Gmünder und Gotteszeller Besitz war, aber am 14. Februar 1763 in Gmünd getraut worden und dessen Geschlecht seither in Gmünd selbst gesessen war. Rudolfs Großeltern väterlicherseits waren der Gmünder Weber Johann Betz und seine gleichfalls aus Gmünd stammende Gattin Johanna geb. Benckelmann. Richard Betz hatte am 13. September 1858 in Gmünd den Ehebund nach katholischem Ritus geschlossen mit der am 30. Okt. 1833 in Gaildorf geborenen Wilhelmine Walther, der Tochter eines später in Gmünd arbeitenden und nachher nach Amerika ausgewanderten Zeugschmieds. Richard Betz war später nach Rottweil als Werkmeister verzogen und dort am 25. März 1873 gestorben, seine Witwe mit 3 unerwachsenen Kindern hinterlassend. Diese heiratete, um den Kindern wieder einen Vater zu geben, am 22. November 1874 in Rottweil einen Schlosser Huber, starb aber selbst auch nach kurzer zweiter Ehe am 13. Juli 1875. Und nun fand sich niemand, der sich um die Waisen hätte annehmen können. So wurde Rudolf in das Stuttgarter Waisenhaus aufgenommen und erhielt dort eine zwar strenge, aber gute Erziehung und Ausbildung. Wegen seiner guten Begabung und Haltung wurde er einmal der Königin Olga vorgestellt, die wie auch andere Glieder des Königlichen Hauses eine besondere Gönnerin der Anstalt war, und wurde, was für seinen Lebensgang bedeutsamer war, nach der Konfirmation nicht wie andere seiner Schicksalsgenossen einer Handwerkslehre zugeführt, sondern nach dem Bestehen der Aufnahmeprüfung dem Lehrerseminar Eßlingen. So kehrte er an seinen Geburtsort zurück.

Leider sind nun alle Akten, die über seinen Bildungsgang im Waisenhaus und Lehrerseminar wie über seine Verwendung im württembergischen Schuldienst Aufschluß geben könnten, dem Krieg zum Opfer gefallen. Aber die Hinterbliebenen seines älteren Bruders, des späteren Graveurmeisters Richard Betz in der Württ. Metallwarenfabrik Geislingen, die pietätvoll erhalten haben, was von ihm hinterlassen worden ist, wissen, daß seine Kursgenossen große Stücke auf ihn gehalten und wegen seiner Leistungen im Seminar auch für die spätere Zeit ihnen Entsprechendes erwartet haben. Daß er bald nach dem Ausscheiden aus dem Seminar u. a. an einer Höheren Töchterschule in Stuttgart verwendet wurde, zeugt ebenso von dem Vertrauen der Oberschulbehörde zu seinem Charakter und Können, wie es von seinem



UNSERE HEIMAT

BEILAGE ZUR NWZ „GMÜNDER KREISNACHRICHTEN“

1. Jahrgang

Schwäb. Gmünd, 9. Juli 1949

Nr. 11

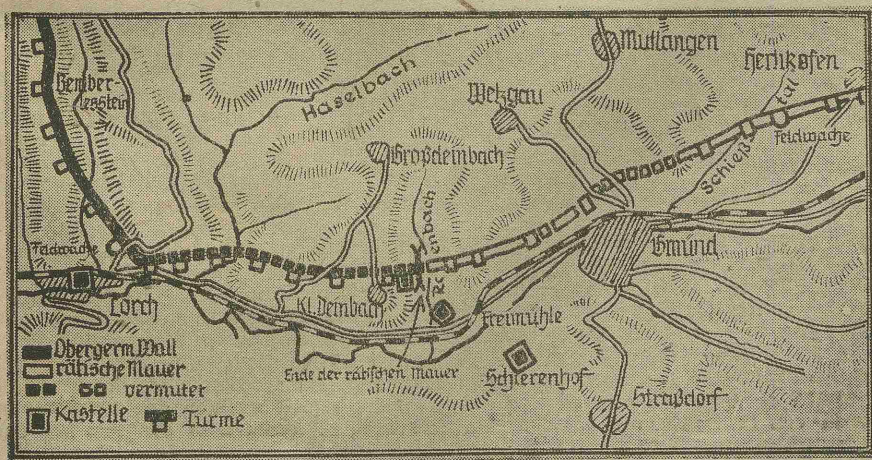
Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Gmünd

Von Albert Deibele

Römerspuren in unserer Heimat

Der Limes

Unser Kreis Schwäb. Gmünd wird in einer Länge von ungefähr 30 km vom Limes durchzogen. Im Volke führt er verschiedene Namen: Teufelsmauer, Pfahlgraben, Saugraben. Orts- und Flurnamen haben von ihm den Namen, so Pfahlbronn, die Gewann-Namen Pfahl, Kurzer Pfahl, Langer Pfahl, Pfahläcker. Auch Götzenbach und Venusberg dürften ihre Namen von römischen Überresten erhalten haben. Der Limes kommt in den Kreis Gmünd am Haghof bei Pfahlbronn, führt von dort nach Pfahlbronn, biegt hier zum Kloster Lorch ab, zieht sich an der nördlichen Remstalseite bis Unterböbingen, steigt von dort auf die Wasserscheide zwischen Rems und Lein empor, führt über den Braunhof, Brackwang und Gollenhof und kommt am Sixenhof in den Kreis Aalen. Auf diesem Wege führt er durch folgende Gewanne (bei Pfahlbronn beginnend bis zum Sixenhof): Pfahl, Langer Pfahl, Kurzer



Pfahl, Zwerch, Dorf Pfahlbronn, Bohnen, Birkhalde, Pfahlbronner Wald, Eberrainwasen, Vordere Staffeigehren, Ilgenfeld, Kloster Lorch, Lindenberg, Mittlere Halde, Schweizertal, Kammerberg, Brand, Strutt, Lange Äcker, Bürschel, Rotenbach, Vogelshau, Wustenrieder Feld, Wald Nepper, Taubental, Becherlehental, Mutlanger Heide, Schauppenwald, Schießtal, Hintere Orthalde, Steinholz, Dorf Herlikofen, Taubenäcker, Igginger Bach, Zimmerhalde, Ausang, Remswasen, Eichholz, Roter Sturz, Hetzengasse, Winkelgasse, Brühl, Braunhof, Heuholz, Grubenhölzle, Gollenhof, Wald Bibert, Sixenhof. Betrachten wir diese Linienführung, so fällt uns auf, daß sie keineswegs strategisch, d. h. für Kriegszwecke, gebaut ist. Der Limes soll vor allem die Remstalstraße sichern. Dann bot er Schutz vor Dieben und Räubern, denen es wohl schwer fiel, erbeutete Viehherden über den Limes zu bringen. Da nur an bestimmten Orten Durchlässe waren, konnte der Grenzverkehr leicht überwacht werden. So waren unerwünschten Grenzgängern das Handwerk gelegt; überhaupt war jedermann die römische Grenze ganz klar vor Augen gestellt, auf den Meter hin, so daß keine Ausflüchte mehr möglich waren. Wie sahen diese Befestigungsanlagen aus?

1. Die rätische Mauer

Der militärische Befehlshaber von Rätien ordnete nach der Vorverlegung des Albimes etwa 125—130 n. Chr. die Sicherung der Grenze durch eine Mauer an. Diese beginnt 83 m westlich des Rotenbaches und endet nach 166 km an der Donau bei Regensburg. Die Stelle am Rotenbach, wo die Mauer beginnt, ist durch einen Querschnitt, der noch von Major Steimle stammt, deutlich gekennzeichnet. Die Mauer war etwa 100—125 cm breit und mindestens 2,50 m hoch. Über den Rotenbach führte eine hölzerne Brücke, deren letzte Grundpfähle vor etwa 25 Jahren herausgerissen

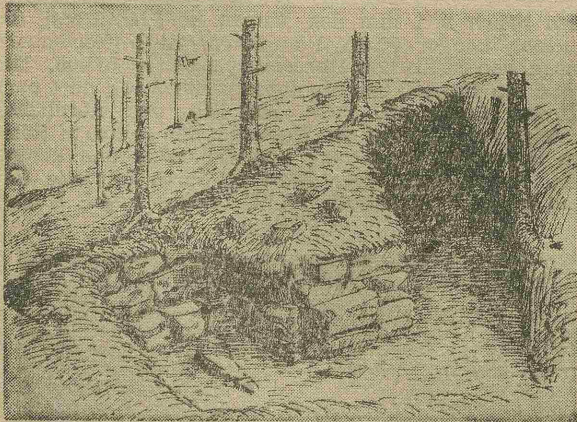


Abb. 1: Strebe Pfeiler am Rotenberg, nach Puret

worden sind. An derselben Stelle fand sich der Rest eines Altars (heute in der Gmünd-Altertümersammlung), einst wohl den Grenzgöttern geweiht. Vom Bach ab führt die Mauer auf der Markungsgrenze Gmünd-Deinbach sehr steil, aber recht gut sichtbar die linke Talseite des Rotenbachs hinauf. Da das Gelände hier sehr rutschig ist, wurde die Mauer durch Strebe Pfeiler gestützt, deren Grundmauern durch Grabungen festgestellt werden konnten. (Siehe Abb. 1). Vom Rotenbach bis zur Straße Wustenried-Vogelhöf läßt sich die Mauer einwandfrei verfolgen. Dann verliert sich ihre Spur, ist aber auch dem Weberschen Gute unmittelbar hinterm Salvator wieder deutlich sichtbar. Hier zieht sich durch die Wiesen ein kleiner Wall, unter dem man sofort auf Mauern stößt. Die höchsten Teile sind mit Büschen bestanden (Abb. 2). Nun verschwindet der Limes bis zum Schießtal. Forscher, welche vor hundert und mehr Jahren diese Strecke nach dem Limes abgesucht haben, wollen ihn hier noch an verschiedenen Stellen gesehen haben. Man nimmt an, daß durch die Hopfenpflanzungen, die in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts sowohl im Taubental als auch im Becherlehen angelegt worden sind, die Mauerreste im Boden ausgegraben worden sind. Doch sind bis jetzt auch in den Wäldern keine Spuren von ihm gefunden worden. Im Schießtal, so nahm man bis jetzt an, würde

die Mauer wegen des morastischen Untergrundes durch eine Palissade ersetzt. Steimle fand angeblich bei seinen Grabungen, die er 1892 durchführte, 170 m unterhalb der Mündung des Pfaffenbachs in den Sulzbach die Reste einer Palissade, die er 7 Meter lang freilegte. „Die unten abgesägten Stämme von 45 cm Stärke waren noch 70 cm hoch erhalten. Sie standen direkt nebeneinander. Von den 13 nach der Holzart feststellbaren Pfählen waren 6 aus Eichen-, 7 aus Kiefernholz. Von einer Mauer war hier und in verschiedenen Suchgräben weiter ostwärts nichts zu sehen. Offenbar setzte die Mauer auf der Talsohle aus.“ Eine erneute Untersuchung 1936 durch Forstmeister Diehm kam zu einem ganz anderen Ergebnis. Hier wurde die Mauer in ihrem ganzen Verlauf quer über das Schießtal einwandfrei festgestellt. (Siehe Abbildung 3!)

Nur an einer Stelle in der Nähe des Baches fand sich ein etwa 10 m langer Balkenrost. Die Balken waren in mehreren Lagen übereinandergeschichtet, durch senkrechte Pfähle durchbohrt und so mit dem Untergrund verankert. Ob auf diesem Rost einst die Mauer aufgesetzt war? — In der Hinterlassenschaft von Oberpost-Inspektor Hermann Schmid fand ich eine Skizze samt Beschreibung, die ich hier wiedergeben möchte. Sie stammt aus den Grabungen im Herbst 1936 (Abbildung 4). „Holzrost mit Versteifungsrundhölzern im hinteren Schießtal. Skizze von dem aus zwei kreuzförmig ineinander eingelassenen Eichenholzbalken hergestellten Holzrost, der in einer Tiefe von etwa 1 m auf moorigem Grunde ruhte. Dieser Holzrost bildete einst die Unterlage für das auf ihr errichtete Flechtwerk des im hinteren Schießtals unterbrochenen Limesmauerstranges. Die Querrundhölzer dienten zur Versteifung des Balkenrostes. Anlässlich der Erstellung der beiden etwas seitwärts der Ausgrabungsstellen befindlichen Militärschießständen ist ein Stück des Flechtwerks, das aber leider von den bei den Grabungen beschäftigten Arbeitern zerstört wurde, zum Vorschein gekommen.“ So sind also noch nicht alle Rätsel, die der Limes im hinteren

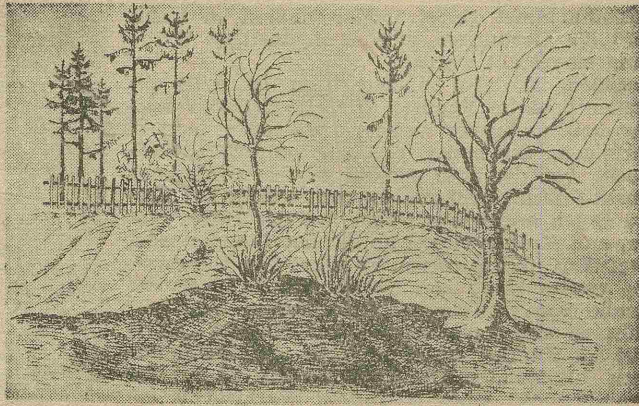


Abb. 2: Der Limes hinter dem Salvator



Abb. 3: Limes im Schießtal

Schießtal bietet, gelöst. Leider mußten im Herbst 1936 die Grabungen wegen ungünstiger Witterung eingestellt werden.

Nachdem das Tal überschritten ist, tritt die Mauer bald im Waldteil Hintere Orthalde wieder deutlich hervor und ist etwa 500 m lang zu verfolgen. Sie endet an einer römischen Feldwache, von der noch geredet werden wird. Beim Anstieg nach Herlikofen ist man wieder auf Vermutungen angewiesen; aber auf der Höhe, vom Gewann Krähenwinkel ab, ist der Limes wieder zweifellos nachzuweisen. Er führt von hier durch das zweite Haus von Herlikofen, links an der Straße von Gmünd nach Herlikofen. Von hier zieht er sich kerzengerade zur Kapelle „Christus im Kerker“ an dem Wege von Herlikofen nach Hussenhofen. Die Kapelle selbst ist auf den Grundmauern eines römischen Wachturms erbaut. Von hier ab ist die Mauer wieder feststellbar durch das ganze Gewann Pfahlacker, verschwindet aber wieder in dem Taleinschnitt des Igginger Baches. Auf kurze Strecke ist sie wieder in der Zimmerhalde sichtbar. (Abb. 5). Nun macht die Mauer den rätselhaften Abstieg in das Remstal hinunter. Sie überquert die Bahnlinie beim Bahnkilometer 55 und 175, dann kurz darauf die Reichsstraße nach Aalen und zieht sich selbst über eine Schlinge der Rems hinweg. Es ist allerdings anzunehmen, daß zur Römerzeit die Rems etwas weiter südlich geflossen ist. Noch heute sieht man an der betreffenden Stelle die Spuren von alten, verlassenen Remsläufen. Paret hat 1932 den Verlauf des Limes hier im Remstal auf etwa 1500 m gegen Osten durch einige Grabungen hergestellt. Bis nach Brackwang läßt sich nun die Mauer fast lückenlos verfolgen. Hier biegt sie scharf fast genau gegen Osten ab und führt zum Grabhügelfeld im Grubenholz. Hier scheint ein Durchgang durch die Limesmauer bestanden zu haben für eine alte Straße, vielleicht für

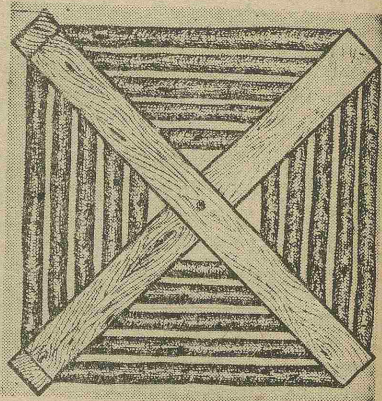


Abb. 4. Holzrost im hinteren Schießtal



Abb. 5: Rätischer Limes in der Zimmerhalde zwischen Hussenhofen und Unterböbingen

die von Hall her kommende Salzstraße. In einem der Grabhügel legten die Römer einen Kalkofen an, dessen Reste noch zu sehen sind. Von diesem Grabhügelfeld führt der Limes, sehr gut sichtbar, einige Meter vom Waldrand entfernt, dem Gollenhof zu, auf den Feldern nur noch zum Teil feststellbar, und tritt am Sixenhof in den Kreis Aalen ein.

Von den Türmen, die etwa alle 600 Meter den Limes sicherten, sind bis jetzt noch lange nicht alle gefunden worden. Manche mögen in der Erde verborgen auf eine Zufallsentdeckung warten; manche, namentlich wenn sie im freien Felde standen, sind wohl längst schon durch die Bauern

ausgegraben worden. 1931 wurde von Paret das Fundament eines Turmes auf der Flur Pfahl beim oberen Vogelhof ausgegraben. Dabei ergaben sich folgende Maße: Länge der Turmseite 6,05 Meter, Breite 5,25 Meter, Mauerstärke 1,10 Meter und 1,20 Meter. Diese Ausmaße zeigten sich ungefähr bei allen Türmen, die bisher untersucht worden sind. Nach Anzug der Mauerstärken ergibt dies bei den Türmen also einen lichten Raum von etwa 20 Quadratmeter. Das Fundament reichte 50 cm in den Boden hinein und war mit dem Fundament der Limesmauer im Verband gemauert. Das Stadtarchiv wäre dankbar, wenn in den genannten Gewannen, durch welche der Limes führt, bei Feldarbeiten auf das Vorkommen von Mauerresten geachtet würde. Es könnte dann noch mancher Turm endgültig festgestellt werden, ehe auch die letzte Spur von ihm für alle Zeiten verschwindet. Meldungen sind zu richten an das Stadtarchiv Gmünd oder an die zuständige Schulstelle, welche die Meldung sicher gerne weiterleiten wird.

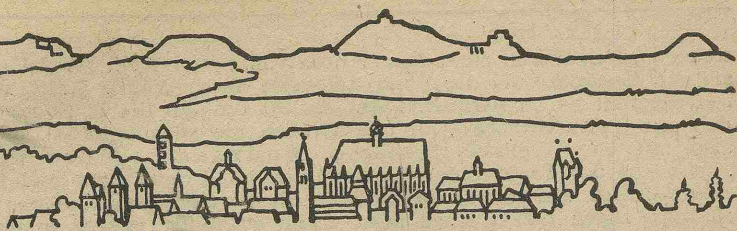
Die Geschichte der reichsstädtischen Schule zu Iggingen

Von Albert Dangel

(Schluß).

Der Chronist Dominikus Debler schreibt in seinem Werk, daß die Baurenschulmeister erst beim Normalschuldirektor in der Stadt lernen mußten. Die Jugend sei sehr verderbt und nachlässig. Einige kommen gar nicht zur Schule, oder bleiben zu bald aus. Manche fehlen in einem Jahr 400 bis 500 mal. (Wohl Schulstunden?)

Dies führte nach den Herbstprüfungen 1783 zur Einführung der Normalschulen in Bargau, Bettringen, Herligkofen, Iggingen, Muthlangen, Spraitbach und Zimmerbach. Um die Schulkosten zu decken, sollte von jeder neuen Ehe in Stadt und Land 1 fl. beigesteuert werden. Die Pfarrer der Landgemeinden verkünden von den Kanzeln ein Dekret, das zur Abschrift auch den Schullehrern zugestellt wurde. Der erste Teil der Verordnung mußte in den Schulen monatlich einmal verlesen werden. Die Eltern wurden ermahnt, den Kindern in ihrem zarten Alter eine gute Erziehung zu erteilen. Sie wären in der Erziehung ihrer Kinder zu sorglos, um diese regelmäßig in die Schule zu schicken. Leider sei die Lehrart nicht so beschaffen gewesen, um davon die erwünschten Früchte zu erwarten und zu erhalten. Die Kinder der Landesuntertanen können nur unregelmäßig lesen, wenige leslich schreiben und die wenigsten rechnen. In Sorge um die Wohlfahrt der Landesuntertanen habe der Magistrat eine bessere Einrichtung der Landschulen beschlossen und die Lehrer unterrichten lassen. Alle Knaben und Mädchen, die noch nicht das 14. Lebensjahr erreicht haben, sind mit dem 7. Lebensjahr schulpflichtig. In Orten, in welchen sich eine Schule befindet, haben die Kinder die Schule vom 6. Lebensjahr an zu besuchen. Alle Kinder, die das schulpflichtige Alter erreichen, sind in ein Schulregister einzutragen. Eine Schulkommission kann befähigte Kinder mit 11 oder 12 Jahren aus der Schule entlassen. Unfleißige, saumselige und ungelehrige Kinder können unter Umständen bis zum 15. Lebensjahr zum Schulgang angehalten werden. Die Schule beginnt nach St. Martinstag (11. Nov.). Damit aber das Erlernete nicht vergessen wird, ist von St. Georgi (23. April) bis Martini Sonn- und Feiertagsschule. Die Lehrer und Schüler werden angehalten, sich zum Schulunterricht fleißig einzufinden. Alle Schüler haben an bestimmten Tagen im Sommer und Winter die Wiederholungsschule zu besuchen. Grobe Verstöße sollen durch den Pfarrherrn oder durch den Lehrmeister mit Verweisen, bei ausbleibender Besserung aber mit schärferen Züchtigungen und Schulbußen bestraft werden. Die Schulkinder sollen sich in der Kirche zum Gottesdienst und zur Christenlehre einfinden. Wenn sich die Kinder über das Schulwesen, über den Lehrer oder die erlittenen Bußen und Bestrafungen beklagen, werden die Eltern gebeten, sich vorher über die Ursache zu erkundigen. Klagen über den Schullehrer sollen zuerst dem Pfarrherrn vorgetragen werden. Der Magistrat wurde angewiesen, gegen unberechtigte Vergehen mit Strafe einzuschreiten. Berechtigte Klagen sollen der Schulkommission vorgetragen werden, da es dem Magistrat gleichgültig sei, ob in den Landschulen die alte Lehrart beibehalten werde oder die neue einzuführen



UNSERE HEIMAT

BEILAGE ZUR NWZ „GMÜNDER KREISNACHRICHTEN“

2. Jahrgang

Schwäb. Gmünd, 12. November 1949

Nr. 1

Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Gmünd

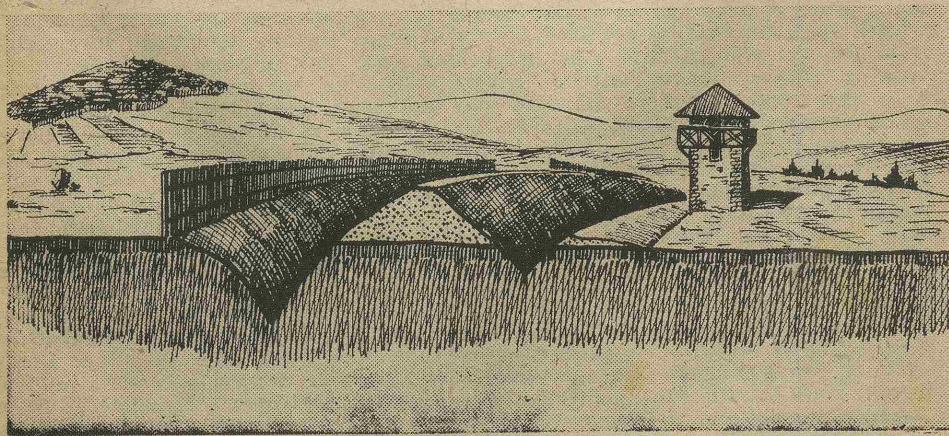
Von Albert Deibele

(Fortsetzung und Schluß)

Römerspuren in unserer Heimat

2. Der obergermanische Wall

Am Rotenbach hört die rätische Mauer auf. Ein deutlich sichtbarer Erdwall scheint die Fortsetzung der Befestigungsanlagen nach Westen zu bilden. Major Steimle, der 1892 diesem Teil seine besondere Aufmerksamkeit widmete, hat diesen Wall als den Beginn des obergermanischen Limes angesehen. In letzter Zeit aber ist dieser Ansicht Steimles, namentlich auch von Paret, entgegengetreten worden. Man sieht nämlich auf der westlichen Seite des Rotenbachs noch mehrere diesem ganz ähnliche Wälle, die sicherlich mit der römischen Befestigungsanlage nichts zu tun haben, sondern das Ergebnis von Rutschungen und Auswaschungen sind. Erst von Lorch ab läßt sich der obergermanische Wall eindeutig verfolgen. Auf der Strecke Lorch—Rotenbach sind auf etwa 4 km Luftlinie nur drei Türme bekannt, aber



Der obergermanische Wall

weder eine Spur von einer Mauer noch von einem Wall. Das ist um so auffällender, als auf dieser Strecke der Limes teilweise durch Wälder führt, wo sich seine Spuren erhalten haben müßten. Paret spricht deshalb die begründete Vermutung aus, daß auf dieser Strecke Wall und Graben nie gebaut waren, die Römer sich hier also mit einer Palisade begnügten. Andreas Buchner will 1820 bei seiner „Reise auf der Teufelsmauer“ namentlich im Kammerberg und im Waldteil Brand (beide östlich von Lorch) die rätische Mauer aufgefunden haben; aber wiederholte Nachprüfungen haben diese nicht mehr auffinden lassen, so daß Buchner wahrscheinlich, wie auch sonst noch, einer begreiflichen Täuschung verfallen ist. Auch Herzog vermutete 1878 an der Grenze des Staatswaldes Kammerberg die rätische Mauer, konnte aber nur angeben, daß die Steine damals schon von dem Besitzer herausgegraben worden seien. Gesehen hat auch er nichts. Es ist durchaus denkbar, daß die Römer diese Ecke bei Lorch als nicht sehr gefährdet angesehen haben; denn sie lag mitten in einem unbewohnten Waldgebiet, das zudem durch kleine, versumpfte Zuflüsse zur Rems und Lein für größere feindliche Völkerbewegungen denkbar ungeeignet war.

Im Gegensatz zur rätischen Mauer bestand das Befestigungswerk in Obergermanien aus Wall und Graben. Der Wall war etwa 2 m hoch und auf seinem Kamm 2 m breit. Vor ihm lag ein 2 m tiefer Spitzgraben, so daß die Höhe von der Grabensohle bis zur Dammhöhe 4 m betrug. Der Graben war oben 7 m breit. Etwa 5—6 m jenseits der Grabenmitte verlief die Palisade. Wahrscheinlich war der Wall mit Gebüsch und Dornestrüpp bepflanzt. Wer schon einmal versucht hat, durch ein mit Brombeergesträuch verflochtenes Dornestrüpp zu dringen, weiß, welch vortrefflichen Schutz dieses bietet. Von dem Wall ist im Kreis Gmünd noch folgendes zu sehen:

1. Die Strecke vom Haghof in schnurgerader Richtung nach Welzheim.
2. Kleine Stücke an der Straße Haghof—Pfahlbronn.
3. Größere Strecken von Pfahlbronn bis zur Götzenmühle, überall dort, wo der Wall sich über ebenes Gelände auf der Wasserscheide zwischen Götzenbach und Aimersbach hinzieht.
4. Ein kleiner Rest nahe dem Kloster Lorch.

Hinter dem Walle folgten sich wie bei der rätischen Mauer in regelmäßigen Abständen Wachttürme, die als Aussichtspunkte dienten. Vorzüglich erhalten haben sich die Fundamente eines solchen beim Bemberlesstein, halbwegs zwischen Pfahlbronn und der Götzenmühle und nordwestlich von dieser Mühle.

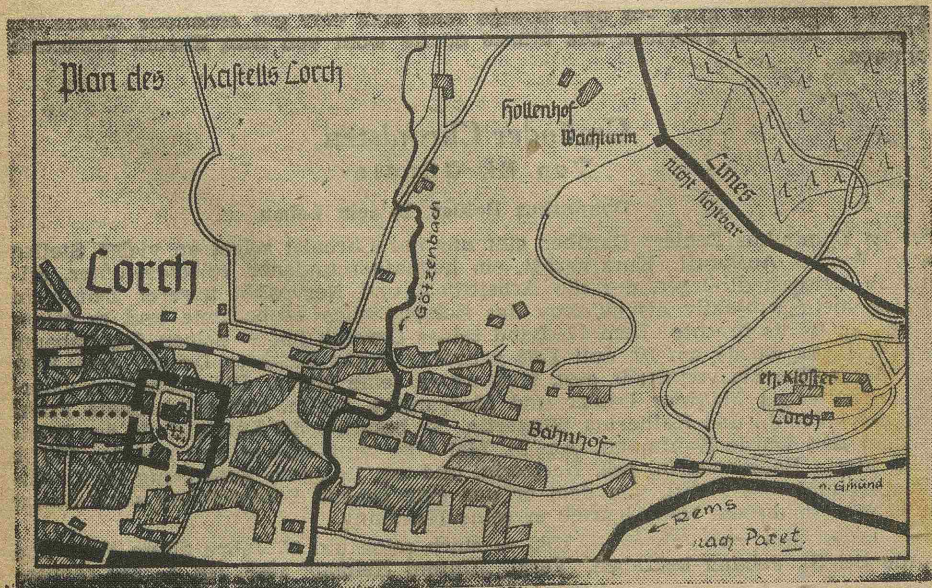
Es erhebt sich nun die Frage: wo lag die genaue Grenze zwischen Obergermanien und Rätien? Buchner, Steimle und Paret nehmen sie bei Lorch an, andere wieder — Hertlein wenigstens bedingt — sehen sie am Rotenbach. Ich möchte mich der letzteren Ansicht anschließen und zwar aus folgenden Gründen: Jede Festung, und ein Kastell ist eine befestigte Kaserne, hat nach zwei Seiten, nach links und rechts zu sichern. Es wäre sehr auffallend, wenn das Kastell Schirenhof die Sicherung bis an die Mauern des Kastells Lorch zu übernehmen gehabt hätte. Es entspricht vielmehr der allgemeinen Gepflogenheit, wenn man annimmt, daß das Kastell Lorch nicht nur eine einseitige Sicherung nach Norden, etwa bis zum Haghof, sondern auch noch eine solche gegen Osten, das Remstal herauf, durchzuführen hatte, also auch noch die 4 km lange Strecke bis zum Rotenbach. Dort aber beginnt das Bereich des Kastells Schirenhof, das etwa bis Hussenhofen gereicht haben mag. Auch für das Ende der Mauer, 88 m westlich des Rotenbachs, ließe sich eine Erklärung finden. Jeder Wachturm muß nach zwei Seiten sichern. So mag dem ersten rätischen Wachturm, der am oder nicht weit östlich vom Rotenbach gestanden haben muß, die Überwachung des Weges, der das Rotenbachtal herunterführte, übertragen gewesen sein, zudem vielleicht auch noch die Überwachung des Brückleins über den Rotenbach. Das Ende des Postenbereichs muß in diesem Falle jenseits des Rotenbachs liegen und wäre mit den vorgefundenen 88 m durchaus in Einklang zu bringen. Nimmt man die Provinzgrenze am Rotenbach an, so erklären sich auch am leichtesten die Kleinkastelle Kleindeinbach und Frei-

mühle. Das eine war eine vorgeschobene Wache von Lorch, das andere eine solche vom Schirenhof aus. Auch der bei der Rotenbachbrücke gefundene Altar, angeblich den Grenzgöttern geweiht, fügt sich vortrefflich in dieses Bild. Sollte dagegen die Provinzgrenze bei Lorch gelegen sein, so müßten selbstverständlich beide Kleinkastelle Freimühle und Kleindeinbach zum Schirenhof gehört haben. Dabei wäre immer noch nicht die Frage geklärt, was soll eine solche Häufung von Befestigungsanlagen an dem unscheinbaren Rotenbach bedeuten, denn der ganz untergeordnete Weg durch dieses Tal ist kein Grund hierfür. Es ist allerdings nicht erwiesen, daß die Kleinkastelle Kleindeinbach und Freimühle gleichzeitig besetzt waren; aber bevor nicht der Gegenbeweis erbracht ist, ist dieses doch anzunehmen.

3. Befestigungen am Limes im Kreise Gmünd

Das Kastell Lorch

Irrtümlich wird das Kastell Lorch von vielen Wanderern auf dem Klosterberg gesucht; in Wirklichkeit aber lag es im Tale und umschloß als großes Viereck die evangelische Stadtkirche von Lorch, das ev. Stadtpfarrhaus, das Rathaus, die Polizeiwache und die Wirtschaft zum Ratsstüble. Da das Kastell heute überbaut ist, konnte es nicht ausgegraben werden, doch ließen sich seine Grenzen feststellen. Die Maße sind folgende: Nordseite 158,4 m, Südseite 162,8 m, Westseite 154 m, Ostseite 153,4 m. Flächeninhalt 2,42 ha oder rund 7 bis 8 Morgen. Auch der Graben ließ sich feststellen. Die Haupttore dürften im Westen und Osten gelegen sein. Das zweiflügelige Westtor konnte durch Grabungen ermittelt werden, die übrigen Tore sind bis heute nur vermutet. Außer dem Kastell fand man in Lorch nur noch dürftige Römerspuren. Sie lassen auf einige römische Häuser in der Nähe des Kastells schließen. Außerdem wurde ein Grabstein gefunden, den ein römischer Händler seinen Eltern setzte. Eine Kaiserinschrift ist über dem Westtor der Kirche eingemauert und stammt wohl aus dem Kastell. Die Hauptaufgabe des Kastells dürfte darin bestanden haben, die Remstalstraße zu sperren. Dazu war es mit einer Kohorte von etwa 600 Mann belegt.



Das Kleinkastell Kleindeinbach

Dieses Kleinkastell liegt etwa 300 m westlich des Rotenbachs, kurz bevor der Hang in das ebene Feld übergeht. Von der Limeslinie ist es 45 m gegen Süden entfernt. Es bildet ein Quadrat von 24,9 m Seitenlänge, dessen Ecken abgerundet sind. Die Mauern sind 1,25 m dick. In der Mitte der Südseite befindet sich der Eingang. Ein Graben konnte nicht festgestellt werden, auch keine Inneneinbauten. Im Kastell wurde der Teil eines Schwertes gefunden; doch könnte dieser Fund auch mittelalterlich sein.

Kastell Freimühle

Geht man durch die Unterführung bei der Freimühle und steigt dann den Waldweg an der östlichen Seite des Rotenbachtals empor, so stößt man nach etwa 400 m rechts vom Wege auf die Nordwestseite des Kastells Freimühle. Es ist erst seit dem Winter 1901/02 bekannt. Bei Aufräumarbeiten anlässlich eines Windbruches stießen Arbeiter im Waldteil Vogelbau auf Mauern. Major Steimle stellte sie als Reste eines römischen Bades fest. Die Reste sind stark zerstört, doch kann man noch den Grundriß und damit auch die Anlage des Gebäudes erkennen. Als man weitersuchte, stieß man 50 m nordwestlich des Bades auf das Kastell. Noch im Frühjahr 1902 wurde dieses ausgegraben. Das Kastell liegt 36 m über der Talsohle der Rems und 750 m vom Limes entfernt. Es ist annähernd quadratisch mit abgerundeten Ecken. Die Seitenlängen betragen 55 m und 53,2 m und umschließen eine Fläche von 0,29 ha, also nicht ganz einen Morgen. Die Hauptmauer war 1,22 m breit. Sie wurde jedoch nur an der Südostseite und an zwei weiteren Stellen der Südwestmauer gefunden, wo sie heute noch deutlich zu sehen ist. Sonst wurden nur Fundamentgruben gefunden. Wo mögen die übrigen Mauerreste hingekommen sein? Wohl zum Bau des Waldweges, der in unmittelbarer Nähe vorbeiführt. An der Ostseite zeigte sich die Spur eines trapezförmigen Turmes. Von den Toren konnte nur das in der Mitte der Nordostseite gelegene festgestellt werden. Das Kastell war von einem 5 m breiten Spitzgraben umgeben, der noch an zwei Stellen feststellbar war. Im Innern fand man Reste von Holzbauten und von der Heizung, auch einige römische Scherben. Die Hauptaufgabe des Kastells war wohl die Remstalstraße zu überwachen. Bei dem Bau der Straßenüberführung über die Bahnlinie kurz vor dem Kriege fand man eine gut erhaltene Münze der römischen Kaiserin Faustina. Die Münze dürfte wohl von dem Kastell Freimühle stammen.

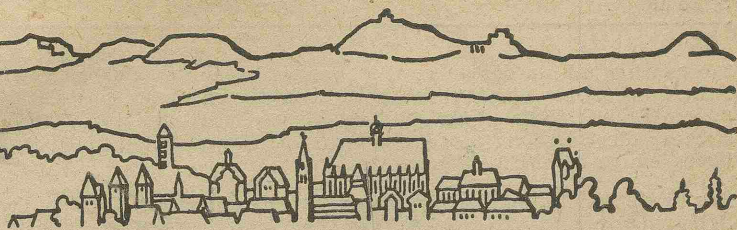
Gmünder Chronisten

Von El. Gündle

Dominikus Debler, b) sein Leben

Wer ist Dominikus Debler? Darüber gibt uns der Chronist selbst an vielen Stellen seines Werkes Auskunft. Kurz gesagt, ein heimatverbundener, selbstbewußter, origineller Reichsstadtbürger, der die Arbeitshast und Nervosität unserer Zeit nicht kannte, mehr subjektiv als objektiv das Zeitgeschehen beobachtete und es seiner Lebtag zu nichts brachte. Dem 17. Band seiner Chronik hat er seinen Stammbaum beigelegt. Er wurde am 20. Juli 1756 geboren. Franz Melchior Debler, gest. 1809, und Maria Theresia von Stahl, gest. 1796, waren seine Eltern. Die Großeltern väterlicherseits waren Melchior Debler und Margaretha Jehlin, mütterlicherseits Franz Achilles von Stahl und Katharina Wingertin. Er besuchte die Lateinschule der Franziskaner und wurde Kaufmann. Am 24. Mai 1784 vermählte er sich mit der Wittib Anna Maria Baumhauerin, geb. Hertzlerin, und zog in deren Behausung im Grethgäßlein (Buhlsches Haus), von dem er uns eine genaue Beschreibung samt Skizze hinterließ. In diesem Haus betrieb er seine Handlung.

Aber schon nach vier Jahren — 1788 — starb seine um 15 Jahre ältere Frau und wurde bei St. Johann begraben. Vergl. „Unsere Heimat“ 1948, Nr. 4. Ein farben-



UNSERE HEIMAT

BEILAGE ZUR NWZ „GMÜNDER KREISNACHRICHTEN“

2. Jahrgang

Schwäbisch Gmünd, 17. Dezember 1949

Nr. 2

Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Gmünd

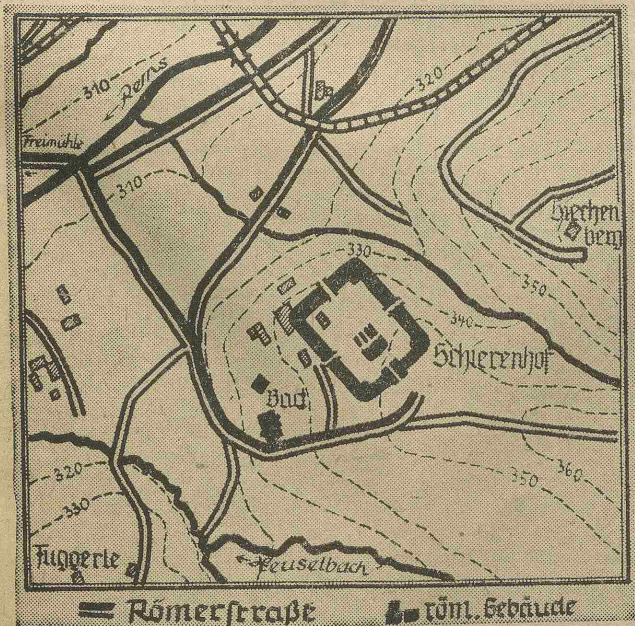
Albert Deibele

Römerspuren in unserer Heimat

Das Kastell Schirenhof

Schon längst ist das Mauerwerk des Kastells Schirenhof bekannt. Allerdings hat es lange gedauert, bis die Trümmer als Reste eines römischen Kastells erkannt wurden. In alten Gmünder Urkunden heißt der Schirenhof Etzelsburg. Friedrich Vogt schreibt 1674 in seiner Chronik: „Im Tal weiter herauf gegen die Stadt auf der rechten Seite

(er kommt von Lorch her), wo jetzt der Schirenhof steht, ist auch ein Schloß gestanden, welches Anzeigung der Graben, so herum gewesen. Inzwischen ist alles ausgereutet und vor wenigen Jahren alles Steinwerk von denen Gründen vollends ausgebrochen worden, daß also jetzt alles, was zwischen den Gräben gewesen, ein Ackerbau ist, und wie man in den alten Schriften findet, daß solches Schloß sei Etzelsburg genannt worden“. Der Chronist Franz Xaver Debler, der 100 Jahre später geschrieben hat, nimmt auf diese Notiz von Vogt Bezug und schreibt dazu: „Inzwischen ist alles zerstört und ausgereutet, auch das Steinwerk sogar von dem Grunde ausgebrochen und herausge-



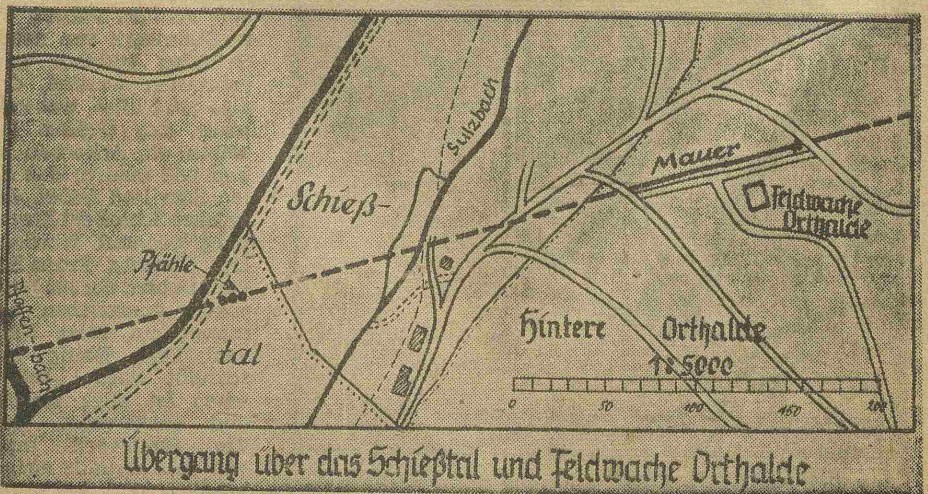
tan worden, mithin dermalen alles, was zwischen den Gräben gewesen, ein Feld- und Ackerbau ist“. So wurden also irrtümlich die Trümmer dieses Kastells mit den Hunneneinfällen in Verbindung gebracht. Heute findet man von dem Kastell noch deutlich sichtbar die Böschung gegen das Remstal, ferner in einem Nebengebäude des neuen Hofes einige römische Mauerreste.

Das Kastell Schirenhof ist von Major Steimle untersucht worden. Die Ergebnisse seiner Arbeiten wurden 1897 veröffentlicht. Die Stirnseite des Kastells schaut gegen den Limes, also gegen Nordwesten. Die Maße sind nach Steimle folgende: Breite 130,6 m. Länge 157 m. Flächeninhalt 2,05 ha, also rund 7 Morgen. Nach einer Inschrift, von der Bruchstücke gefunden wurden (jetzt in der Erhard-Gmünder Altertumssammlung), lag hier vielleicht die I. rätische Kohorte. Es war also mit etwa 500 Mann Fußvolk belegt. Statt einer eingehenden Beschreibung möchte ich auf das Modell des Kastells Schirenhof hinweisen, das von Mitgliedern des Naturkundevereins angefertigt und in der naturwissenschaftlichen Abteilung der Gmünder Altertumssammlung aufgestellt wurde. Dort finden sich auch verschiedene Reste aus der Römerzeit, die hier gefunden wurden. Eine Photographie dieses Modells, mit gütiger Erlaubnis des Naturkundevereins hergestellt, sei hier beigelegt.

Das Kastell liegt 500 m südlich der Rems, etwa 35 m über dem Talboden. Es gewährte einen trefflichen Einblick in das Remstal. In 1000 m Entfernung lag ihm gegenüber das Kleinkastell Freimühle. Wirkten beide zusammen, so konnten sie mit ihren Schleudermaschinen die ganze Talsohle bestreichen. Der Blick reichte auch noch zum Limes, der von hier 1600 m entfernt ist. Es ist anzunehmen, daß auch das Kleinkastell Kleindeinbach sichtbar war, sicherlich aber die Wachtürme hinter dem Salvator und beim Höfle. Wie schon früher ausgeführt wurde, trat das Kastell Schirenhof an die Stelle des Albkastells Donnstetten. Dieses ist heute durch Scherben- und Münzfunde sowie durch die Entdeckung des Kastellbades sichergestellt.

Vom Kastell Schirenhof führten Verbindungswege zur großen römischen Remstalstraße. Wahrscheinlich führte auch ein Römerweg von der Südostseite des Kastells über das Gewand Ramsnest nach Straßdorf und von dort in das Filstal. Auch eine Verbindung mit dem Kastell Donnstetten ist anzunehmen. Doch ist darüber Sicheres noch nicht bekannt.

Außerhalb des Kastells wurden die Grundmauern des Kastellbades gefunden und dabei eine Brunnennymphe ausgegraben. (Jetzt in der Gmünder Altertumssammlung). Das

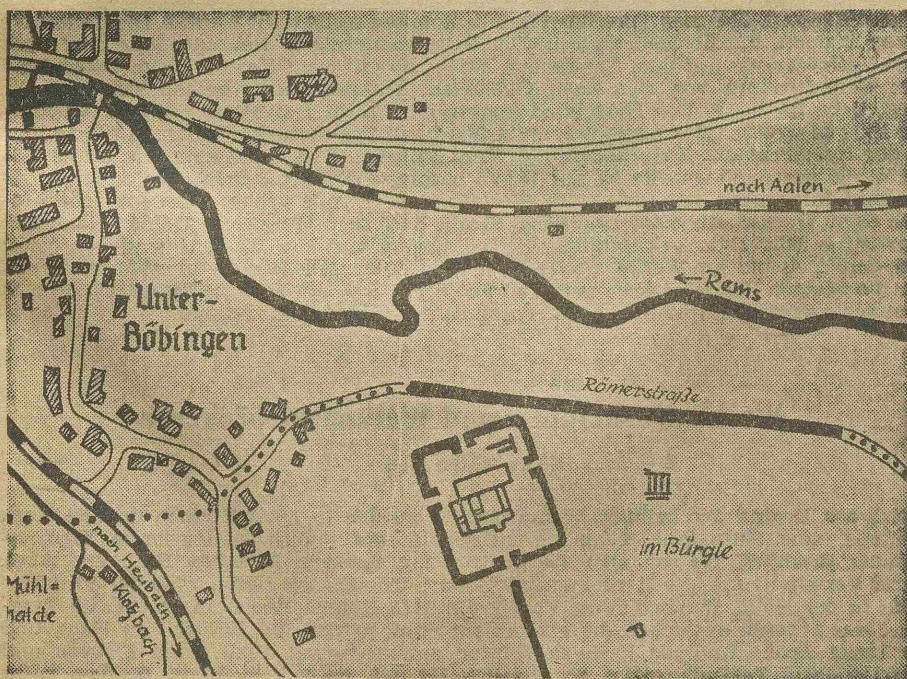


Bad lag, wie der Lageplan zeigt, unmittelbar am Wege nach Straßdorf. Etwa 50 m weiter nördlich wurden weitere römische Grundmauern entdeckt. Die bürgerliche Siedlung dürfte sich, wie Göblier vermutet, auf der Südostseite des Kastells befunden haben.

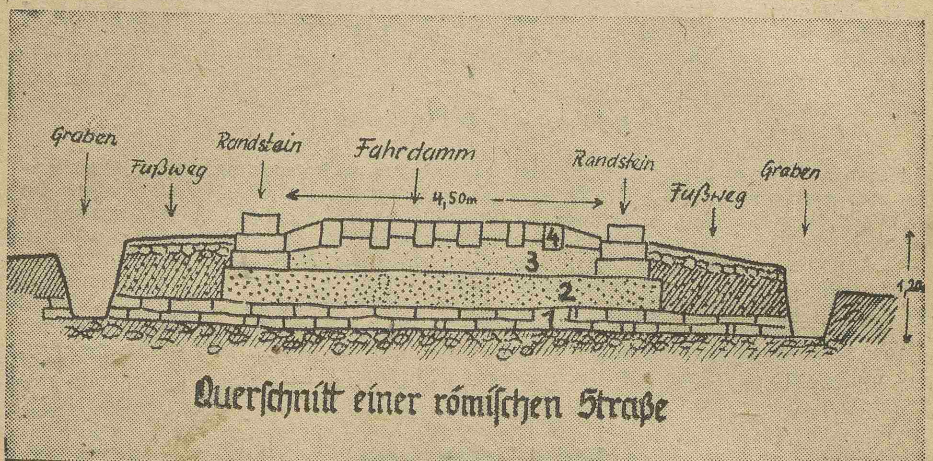
Feldwache in der Orthalde

Geht man auf der rechten Seite das Schießtal hinaus, so kommt man, vom Barackenlager aus gerechnet, nach etwa 20 Minuten zu einigen militärischen Gebäuden, die zum Schießplatz gehörten. Biegt man von dort aus nach etwa 150 m vom Weg aus scharf nach rechts in den Wald ab, so stößt man bald auf die sehr deutlichen Reste des Limes (Siehe Lageplan!) Folgt man den Mauertrümmern gegen Nordosten, so erblickt man bald rechts von ihnen einen auffallend ebenen Platz mit Spuren von Grabungen. Hier ist die Feldwache Orthalde. Diese Feldwache bildet fast ein Quadrat von 14,57 und 15,15 m Seitenlänge. Paret hält an den in der Skizze weiß gelassenen Stellen Tore für möglich. Genauere Untersuchungen wurden noch nicht angestellt. Vielleicht bezeichnet diese Feldwache das Ende des Wachbezirkes Schirenhof.

Kastell Unterböbingen



Wie der Lageplan zeigt, liegt das Kastell hart östlich des Dorfes Unterböbingen, auf einer Bergnase zwischen Klotzbach und Remstal. Beim Bau der neuen Straße von Unterböbingen nach Mögglingen wurde es angeschnitten. Ueber der Talsohle liegt es etwa 30 m. Die Front zeigt gegen Nord-Nord-West. In den Ausmaßen entspricht es etwa dem Kastell Schirenhof; nur ist es mehr in die Länge gezogen. Die Abmessungen ergaben folgendes: Länge 148 m, Breite 135 m, Flächeninhalt 2 ha. Auch Unterböbingen war ein



Kohortenkastell. Die vier Tore des Kastells konnten festgestellt werden. Die Seitentore waren doppelt, die übrigen einfach. Die Grundmauern der Hauptgebäude sind noch besser erhalten als auf dem Schirenhof. Etwas abseits vom Kastell gegen Osten fand man Grundmauern von römischen Gebäuden. Wahrscheinlich befand sich hier die bürgerliche Siedlung. Das Kastellbad konnte noch nicht festgestellt werden. Vermutlich liegt es westlich des Kastells und ist überbaut. Die römische Talstraße führte hart an der Nordfront des Kastells entlang. Vom hinteren Tore führt eine 3 m breite Römerstraße gegen Süden. Sie ist auf 150 m nachweisbar. Dem einen oder anderen Leser wird interessant sein, wie solch eine römische Straße gebaut war. Ich gebe deshalb einen Querschnitt einer römischen Straße nach dem Werke von Oehler, Raimund: *Klassisches Bilderbuch*. (Abbildung 6). Die Lageskizzen der Kastelle sind bearbeitet nach dem dreibändigen Werke von Hertlein und Göbber: „Die Römer in Württemberg“. Für die übrigen Skizzen wurde zum Teil benützt: Paret, *der rätische Limes*. Die Photos stammen aus dem Nachlaß von Oberpostinspektor Hermann Schmid.

Weihnatskrippen und Weihnachtsbäckerei

Else Gündle

Gleich mit Beginn der heiligen Weihnachtszeit wurden in allen Kirchen und Klöstern Gmünds ohne Ausnahme Kripplein aufgestellt, die täglich in reichem Figurenschmuck prangten. Da sah man die Austreibung aus dem Paradies, Kain und Abel, Mariä Verkündigung, die Herbergsuche, Geburt, Hirten, des Herodes Kindermord, Herodes in der Hölle, Beschneidung, Flucht, die hl. 3 Könige, den Jesusknaben im Tempel, Jesus arbeitet mit Josef, die Mutter am Spinnrocken, die Hochzeit zu Kana und die Taufe Jesu. „Und die Krippen wurden gar schön mit gekleideten Figuren und verschiedenen Veränderungen vorgestellt“. Es gab auch kein Haus, in dem nicht eine Krippe stand. Jeden Abend hantierte man an ihr, baute an, erneuerte und verschönte. Es gab Krippen, zierlich und fein, mit reicher Szenerie hinter schützendem Glas, nicht viel größer als ein Andachtsbildchen, dann wieder Krippen, die fast das ganze Zimmer ausfüllten. Die Figuren waren teils Hafnerarbeit, teils waren Kopf und Hände von gelbem Wachs. Es mag eine ungeheure Geduldprobe gewesen sein, bis so ein Höschen aus feinstem Taffet genäht, ein Leibchen gerichtet, ein Hütchen gefertigt oder so ein perlengestickter Königsmantel vollendet war, ein hauchdünner